

Mennonitische Literatur in Rußland

Jahrhundertlang haben sich die Mennoniten hauptsächlich von „Bibel und Brot“ ernährt. Wie es scheint, begannen sie gerade, ihre literarische Feder anzusetzen, als sie endlich eine Gemeinschaft mit eigenem Selbstverständnis im Weichsel-Delta geworden waren; dann aber sah sich ein Teil gezwungen, ihre Ansiedlung zu verlassen und in der russischen Steppe von vorne anzufangen. Und wiederum verloren die drei Generationen „Tod, Not, Brot“ das Rennen mit der Zeit. Der rasche wirtschaftliche Erfolg blieb aber nicht aus und sollte sich mehr als Fluch denn als Segen erweisen, auf alle Fälle für den Chronisten, den Schriftsteller und den Dichter, denn der Aufenthalt in der russischen Steppe entzog sich wiederum der literarischen Gestaltung. Der beste Kenner der mennonitischen Rußland-Geschichte, David G. Rempel, schreibt: „Es ist deshalb eine traurige Tatsache, daß unter der Handvoll Bücher und Hefte, welche von den Mennoniten in den Tagen des Alten Regimes geschrieben wurden, es nicht eine gelehrte Abhandlung gibt, welche auch nur eine Seite des mennonitischen Lebens und Strebens behandelt.“¹ Folgende Gründe führt er dafür an: 1. die Pionier-Ansiedlungen in Rußland waren von der Weichsel-Heimat zu weit entfernt; 2. das neue Klima und die Bodenbeschaffenheit waren ganz anders als in der ehemaligen Heimat und verursachten große Umstellungsschwierigkeiten; 3. die Ansiedler waren in der Hauptsache eine Landbevölkerung, deren Weltanschauung und Religion konservative Züge trugen. Bildung durch Bücher und geistiges Interesse waren nicht typische Merkmale; 4. die Eigenschaften, welche die Mennoniten so wertvoll machten, waren Fleiß, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Liebe zur Scholle, Eigenschaften, die zur Leistung und zum materiellen Erfolg führten, doch oft auf Kosten geistiger Regsamkeit.² Hinzufügen könnte man das Festhalten an altem Brauchtum und die täuferisch-mennonitische Neigung zu Dogmatismus, Rechthaberei und Gemeindespaltungen. Eine Glaubensgemeinschaft, die sich durch so viel verbissenen Dogmatismus auszeichnet, hat Grund genug, Mißtrauen gegen solche zu hegen, die literarisch auf die totale Beleuchtung des Lebens bedacht sind. Die Flucht in den vermeintlichen Schutz des Ansehens durch erworbenen Wohlstand erscheint verständlich. Zum Ausdruck gebracht werden konnte das so: „Gleichgültig streifen seine Augen über die Russendörfer, sie waren überhaupt noch nicht da, als unsere Vorfahren kamen, den Kolonistenberg hinauf. Denkt er an die ersten Siedler? Denkt er an die Ode einst? Fällt ihm gar nicht ein. Ein Mennonit ist er, ein ganz echter, steht auf dem Boden der Wirklichkeit. Diese Dörfer werden ewig sein.

Durchaus glücklich, heiter und in schönster Hoffnung schaut er hinaus in die Zukunft. Rosig sonnig sitzt er da, hat sich nie gerackert und geschunden in seinem Leben, gütig und hilfsbereit, und der Herr hat ihn reichlich mit irdischen Gütern gesegnet.“³

Die Schwierigkeiten, sich mit Rußland zu identifizieren, stellten sich für die Auswanderer nach der Oktoberrevolution und dem Zweiten Weltkrieg auch in Nordamerika ein. Das trieb zwar viele, über ihre Erfahrungen zu schreiben; sie schrieben aber in einem Deutsch, das niemals von dem Nährboden deutschen Kulturgutes selbst gespeist wurde. Auch fehlte es an einem wohlwollend-kritischen Publikum. Und wo ein Publikum sich einstellte, verlangte es „wirkliche“ und nicht „erfundene“ Wahrheiten; außerdem akzeptierte es, wie alle selbstbewußten Gruppen, deren Existenz bedroht ist, nur die Literatur, in der die mennonitische Welt positiv dargestellt wurde. Kurzum, es verlangte eine Widerspiegelung ihrer wortbetonten und wortgetreuen biblischen Kost. Diese Kost schien nicht nur ihren Glauben zu speisen, sondern auch das Nahrungsbedürfnis ihrer Phantasie voll zu befriedigen.

Dieser karge literarische Hintergrund mag auch erklären, warum literarische Erzeugnisse wie Belletristik etwa hier nur selten vorkommen. Das Leben war einfach und nüchtern: Harte Arbeit und Ehrlichkeit führten zu Wohlstand, und Wohlstand wurde wiederum als göttliche Segnung interpretiert. Diese Menschen lebten die „Protestantische Ethik und Geist des Kapitalismus“, bevor Max Weber dieses Phänomen beschrieb. Die großen, oft sogar einmaligen Leistungen der Mennoniten in jedem Land, in dem sie siedelten, waren landwirtschaftlicher und unternehmerischer Art; ihre literarischen Leistungen fielen dagegen stark zurück. So schrieb P. M. Friesen einst: „Das ganze Werk der rußländisch-mennonitischen Literatur und Schriftenverbreitung ist merkwürdig spät entstanden, es ist äußerst bescheiden für eine hundertjährige Existenz der Gemeinschaft in Rußland bei verhältnismäßig großer Wohlhabenheit und hoher, wenn auch nur bäuerlicher Kultur.“⁴

Es gab jedoch eine beachtliche Ausnahme, die Belletristik Hans Harders. Dieser Autor wurde 1903 in der mennonitischen Kolonie Samara an der Wolga geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg lebte er in Westpreußen und schrieb „Das Dorf an der Wolga“, „Das sibirische Tor“, „Klim“, „Die Hungerbrüder“ und „Die Muschel“. Er schreibt über die verlorene Heimat, von Tod und Kirchhöfen und versteht, was Schillers „fernende Erinnerung“

bedeutet; er schreibt in einem trauten und autobiographischen Stil, ohne dabei ins Sentimentale abzurutschen, ohne weinerlich zu werden oder die Notwendigkeit zu empfinden, beichten zu müssen. In Kanada oder in den mennonitischen Dörfern Rußlands wäre er isoliert oder gar verstoßen worden und hätte wohl das Los anderer weniger begabter Schriftsteller unter den Mennoniten geteilt. Es erhebt sich hier die Frage: Was führt im mennonitischen Leben und in der Literatur eigentlich zu der scharfen Tabu-Abgrenzung? Was wurde nicht gemeistert und deshalb vor jeder Diskussion so ängstlich behütet? Die Antwort darauf vermag wohl zu erklären, warum es kaum eine existentiell betroffene literarische Auseinandersetzung im Mennonitentum gibt.

Die religiöse Anschauung, wie sie alle Lebensbereiche in den Gemeinden durchdrang, duldete weder Zweifel noch Fragen. Wer trotzdem fragte, wurde in Bann getan; und die Angst davor hat über Jahrhunderte, in denen man keinen Ausweg hatte, genügt, um selbst den Hartnäckigsten zu bändigen. Die Prediger, die oftmals konservativ und vermögend zugleich waren, übten einen doppelten Einfluß aus: in Sachen des Glaubens und im wirtschaftlichen Bereich, und sie waren stets unüberhörbare Moralisten und wurden so schnell zu ungeprüften und unüberprüfbaren Führern der mennonitischen Siedlungen. Es war nicht in ihrem Interesse, freie Diskussionen zuzulassen, und da sie im allgemeinen der älteren Generation angehörten und kaum von Versuchungen sinnlicher Art geplagt wurden, wurden die „Sturm- und Drang“-Symptome unter der Jugend mit erhobenem Zeigefinger recht wirkungsvoll unterbunden. Weitere Neugier in diesem Bereich wurde mit dem wirksamen Mittel harter Arbeit begegnet. Das naheliegende Argument, um das ganze Gehäuse zu stützen, war und ist teilweise heute noch der Hinweis: „Wir sind doch wesentlich fortschrittlicher und vermögender als unsere jeweiligen polnischen, ukrainischen und mexikanischen Nachbarn. Noch weitere Fragen?“

Im Blick auf die Mängel und Unterlassungen in Sachen Geist, die sie gelegentlich selber bemerkten, reagierten sie mit der Bitte um Nachsicht, die ihrer Meinung nach offensichtlich die künstlerischen Bücher aufwiegen mußte. Und dennoch führte das zu einer traurigen Art des Selbstbetruges, denn der Mennonit, der unter dem Fluch der künstlerischen Erkenntnis litt, wurde zugleich daran durch die Verantwortung, die auf ihm lastete, gehindert, ihr Ausdruck zu verleihen. So bekannten sich viele als unwissend oder gar als „geistig arm“. Daß diese Haltung weder als Ersatz noch als

Ausrede auf die Dauer genügte, ist wohl offensichtlich, denn der künstlerische Bereich rebelliert aufgrund seiner eigenen Gesetzmäßigkeit gegen Unterdrückung und Kontrolle, und dieser Konflikt führte zu einem Vakuum. Dieses Vakuum wurde schnell gefüllt von Dilettanten, von Schwärmern und von Knittelvers-Romantikern; Künstlichkeit ersetzte Künstlertum und die Avant-Garde, die Triebkraft jeder Gemeinschaft, die auf gediegenes Überleben bedacht ist, welkte oder wurde zum süßen aber nichtssagenden Kastraten. Ideen, die nicht diskutiert werden und mit denen man sich nicht auseinandersetzt, sterben ab und vergehen. Und dann fehlt es an der Selbstkorrektur des Lebens; Meinungen erstarren zu Prinzipien und der Glaube entartet zur Doktrin, über die eifersüchtig gewacht wird.

Die Zeit hat in Sachen Kunst eine heilsame Wirkung, wenn es aber nicht gut geht, dann ist nichts wieder gutzumachen. Propheten, ernsthaft, weise und züchtigend, wurden in die alttestamentliche Zeit verbannt; zu meinen, sie seien immer und ständig unter uns, war und ist geradezu ketzerisch. Und so vereinnahmte die kirchliche Gemeinde sämtliche Interessengebiete, auch die Bildung. Das geistige Niveau der Kirchenleitung reichte aber nicht aus, den Erfordernissen der Kunst gerecht zu werden. Dieser Hintergrund leuchtet in dem Selbstzeugnis eines mennonitischen Laienpredigers und Schriftstellers noch einmal auf, der sicherlich keine religiöse oder ethnische Bedrohung für die Mennonitengemeinden dargestellt haben dürfte: „Vor dem Erscheinen meines Buches (1910) hatte ich in Kroekers Familienkalender eine Geschichte in Form eines Tagebuchs veröffentlicht, in der, unbekannt wie ich damals war, ich die Charaktere nicht genügend maskiert hatte, und so erkannten sie sich wieder und wurden furchtbar böse auf mich. Ich mußte sie um Verzeihung bitten, und es war gar nicht so leicht, von ihnen Vergebung zu erlangen. Ich dachte, ich hatte sie verteidigt, aber sie meinten, ich hätte sie auf der Folterbank exponiert, und die ihnen vermeintlich angetanen Ungerechtigkeiten seien Todsünden. Später wurde ich klüger, und wenn sich jemand beleidigt fühlte, so wußte er nicht, wohin er mich, um Verzeihung zu suchen, schicken sollte, und so wurde mir dieser unerfreuliche Gang erspart.“⁵ Zu erinnern ist auch an die Ächtung Peter Harders, des Autors von „Schicksale oder die Lutherische Cousine“. Harder war diesem Schicksal gewachsen und schrieb kurz darauf „Lose Blätter“. Beide Werke zeigen eindeutig, daß er der begabteste mennonitische Schriftsteller in Rußland war. Er beherrschte die deutsche Sprache hervorragend, stellte seine Themen klar und glaubwürdig vor und konnte meisterhaft Verhältnisse und Charaktere beschreiben, nicht ohne Humor und

sehr sympathisch; kurzum, er hatte das notwendige literarische Zeug, auch größere Aufgaben in Angriff zu nehmen. Aber es sollte nicht sein; Mennoniten lasen selten Bücher und erstanden noch weniger. Harder wurde nicht gelesen, und wenn man ihn las, so ignorierte man ihn. Über das kulturelle Leben der rußländischen Mennoniten schrieb Leonhard Froese (ehemals Einlage, UdSSR) in seiner Habilitationsschrift: „Einzelpersönlichkeiten hatten hier die Initiative. Sie legten sich Privatbibliotheken an, deren Bücher dann von Hand zu Hand gingen. Und auch sie traten selbst mit mehr oder minder gelungenen literarischen „Erzeugnissen“ hervor, die von der höheren Gemeinschaft oder von der Welt des Geistigen überhaupt zeugten. Die Entwicklung ging nur langsam. Der konservativen Gesinnung erschien das zu „weltlich“, aber die jeweilige junge Generation trieb jene Entwicklung schrittweise vorwärts. Sie empfand sich geistig „unterernährt“ und war die willigste Empfängerin jenes Angebotes. Und aus diesen geistigen Erfahrungen in der Jugend erwachsen die aktiven Träger der Volksgruppe von morgen. Wieviele Lehrerbewerber erwarben sich autodidaktisch eine weitgehend vollständige Bildung und waren in den geistigen Reformen dann die eifrigsten Kämpfer.“⁶

Die verschiedenen Privat-Bibliotheken haben sicherlich einen fruchtbaren Einfluß ausgeübt. Drucksachen, Zeitungen und wöchentliche Zeitschriften befanden sich meistens in den Händen von bekannten mennonitischen „Größen“ wie P. M. Friesen, D. H. Epp, A. und T. Kröker, Fr. Isaak, H. Dirks, G. Neufeld, H. T. Braun und G. Löwen, J. H. Janzen, A. Unger und B. H. Unruh. Alle diese Männer waren der deutschen Sprache durchaus mächtig, ja einige übten sich sogar im Dichten und in der Schriftstellerei.

Religiöse Literatur wurde am liebsten gelesen. Die deutschen Klassiker, pädagogische Literatur sowie Nachschlagewerke und Reiseberichte, in denen die ersten Meister der Kirche, die Missionare, sich aktiv beteiligten, belegten den zweiten Platz. Die gängigen Publikationen (Unser Blatt, Raduga [Regenbogen], Christlicher Familienkalender, Erntefeld, Friedensstimme, Praktischer Landwirt waren gewöhnlich von der Haus-und-Hof-und-Garten-Art gespickt mit moralischen Ratschlägen, Witzchen und langfristigen Wettervorhersagen. Außerdem priesen sie amerikanische Autos und „Made-in-Germany“-Waren an und als Gegengewicht, und um den gestrengen Kirchenvätern Genüge zu tun, enthielten sie auch gelegentlich Ratschläge zu kritischem Umgang mit der Literatur. Auch wird der Konsum von zuviel Branntwein gerügt, loses Gerede wird ebenfalls verabscheut, und dann wird

der Kreis des Kompromisses geschlossen, indem man für Missionare inbrünstig in die Knie geht, die so einsam und weit entfernt ihr Werk tun. Aber wie gewöhnlich in diesen Schriften bezog der Laienprediger selten eine gesteuerte und bewußte Führungsposition in ernsthaften Situationen, der Jugend gab man andererseits keine Chance, ihre Probleme zu artikulieren.

Ein Dichter, der verlassen und einsam sich in die deutsche Heide verschlug, als die Schatten des Lebens länger wurden, um da die Laute der Heimatdichtung zu schlagen, war Arnold Dyck⁷. Er hat mehr und wesentlicheres über den Gesamtkomplex des mennonitischen Aufenthalts in der russischen Steppe auszusagen vermocht, als all die mennonitischen Schriftsteller, Historiker und Knittelversler zusammen. In seinem Bildungsroman „Verloren in der Steppe“ gelingt es Dyck wiederholt, der sinnlosen Geschäftigkeit des Lebens Einhalt zu gebieten und, wenngleich vorübergehend, die entscheidenden Momente der Wahrheit zu ergreifen und festzuhalten. Diese Momente der Wahrheit, die Triebfeder schöpferischer Tätigkeit, in denen die Ewigkeit dem Menschen offenbart wird, sind die seltenen Augenblicke, in denen alles stimmt. Dyck sagte alles, was gesagt werden muß, aber das mennonitische Ohr war taub, der Brennpunkt verrückt, das Herz verstockt, der Wille gelähmt, die Erwiderung narkotisiert und das literarische Echo zögernd und ungeübt. In Erinnerung an seinen greisen Großvater berichtet Dyck: „denn auch die Grübler und Sinnierer wollen sich einmal mitteilen, sie müssen es, weil anders ihre Fülle sie verwirren, sie erdrücken muß. Sicher hätte Großvater das getan, denn was wäre wohl grad, was ihn quälte, daß niemand für seine Gedanken das richtige Interesse und Verständnis zeigte. Und darum schrieb er sie in die Hefte und Bücher, denn er mußte sie doch los werden. — Nun war der alte Mann tot, nachdem dreiundachzig Jahre Kolonie- und Kolonistengeschichten an seinen Augen vorübergezogen waren. Zu spät war Hans wissend geworden. Und die Bücher und Schriften? — Die waren auch tot. Verbrannt, als ganz Rußland brannte, als das hundert Jahre alte graue Holzhaus mit den blaugeräucherten weißen Fensterläden und mit Großmutter's Einwandererkiste und mit Großvater's Eckschrank in Flammen aufging, als ganz Neuhorst eingäschert wurde.“⁸

Dyck wußte mehr, weit mehr über das einsame Los des Künstlers, aber auch von der Schönheit, der Qual und der Freude des „Sehens“, die nicht nur vom Wissen, sondern auch vom Verstehen der Dinge herrühren.

Dyck betrachtete die Rußland-Mennoniten, die einen engen Gemeinschaftsinn hatten, als die wahren und echten Vertreter seines Volkes, denn sie

sind von ihrer ureigenen plattdeutschen Mundart geprägt. Plattdeutsch, das sechs Tage in der Woche gesprochen wurde, im Gegensatz zu der kirchlichen Version einer hochdeutschen Sprache, die einmal in der Woche halbstündlich über ihre Hörer Gewalt ausübte. Und so schrieb er in dieser organisch entwickelten Sprache und gebrauchte Humor als den Schlüssel, um Einlaß zu finden bei denen, die in einer neuen und fremden Umwelt nicht häuslich wurden. Aber die plattdeutsche Sprache, der Dialekt wurde hier allgemein abgelehnt. Die Mundart wurde abgelehnt, weil man intuitiv empfand, daß Dycks künstlerische Aussage die bequeme, seichte und oberflächliche Anpassungstendenz im Sinne des Ansehens durch materiellen Erfolg im Kanada der Einwanderer stören würde; oder man lehnte den Dialekt und die Literatur im Dialekt aus schierer Ignoranz ab. Der Dialekt wurde und wird als bäuerlich empfunden und oft als „prost“ (vulgär) bezeichnet; man kann sogar die Meinung hören, daß es sich hier nicht um ein „richtiges Deutsch“ handle, sondern um eine heruntergekommene, korrumpierte und bastardierte Art von Hochdeutsch. Das Gegenteil ist eher der Fall, wie es Viktor Schirmunski treffend im Jahre 1928 formuliert hat: „Dieses verächtliche Herabblicken auf die Bauernsprache als eine „verdorbene“ Schriftsprache ist weitgehend Ausdruck eines städtischen Gebildetendünkels und ist wissenschaftlich durchaus nicht zu rechtfertigen. Eher könnte man im Gegenteil behaupten, die Mundart sei die eigentliche, die „natürliche“ Sprache, und die Schriftsprache entstehe aus ihr als ein künstliches und ziemlich spätes Produkt der menschlichen Kultur.“⁹

Es ist genau aus diesem Grunde — so paradox es klingt — daß das plattdeutsche Schrifttum immer eine „Chance“ hatte, denn das engstirnige mennonitische Kirchenestablishment hat den Dialekt nie als ernstzunehmendes literarisches Medium angesehen und ließ vieles im Druck erscheinen, welches sie nie in der „Hoch“-Sprache geduldet hätten.

Dyck ist die Synthese zwischen mennonitischer Existenz und Dialekt gelungen; und so blieb er zumindest als Künstler relativ unangefochten.

Gerhard Friesen (Fritz Senn) hat die letzten fünfzig Jahre mit dem Schreiben gelungener Dichtung zugebracht; ihm ist das einsame Los zugefallen, den Alptraum vom tragischen Verlust des mennonitischen Paradieses in Rußland zu überwinden. Die nordamerikanischen Mennoniten besinnen sich gegenwärtig auf ihre Geschichte, ihre Folklore, ihre Sprache; sie zünden das Licht der Besinnlichkeit an. Ob es die Flamme ist, die vor dem Erlöschen mit außerordentlicher Intensität hochschießt, oder ob die Mennoniten end-

lich verstanden haben, die Fackel des Geistes anzuzünden und zu speisen, wird die Zeit lehren.

In den letzten Jahrzehnten erleben die Mennoniten ununterbrochen Friede, Wohlstand und Ansehen in der Neuen Welt; sie haben sich eingerichtet. Sie bekennen am Sonntag „in der Welt und nicht von der Welt“ zu sein; in der Prärie und im Alltag sieht es anders aus.

Ihre Schuld in Sachen Literatur aber fangen sie langsam an abzuzahlen, und sie engagieren sich in künstlerischer Hinsicht. Der schöpferische Impuls jedoch ruht weiter.

1 David G. Rempel, An Introduction to Russian Mennonite Historiography, in: Mennonite Quarterly Review, 1974, S. 411.

2 ebd., S. 415.

3 Peter Epp, Wenn Mennoniten Hochzeit feiern, in: Der Bote, Rosthern, Sask., Juni-August 1956.

4 P. M. Friesen, Alt-Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Rußland (1789–1910), Halbstadt, Taurien, 1911, S. 669–674.

5 J. H. Janzen, The Literature of the Russo-Canadian Mennonites, in: Mennonite Life, North Newton, Kansas, Januar 1946.

6 Leonhard Froese, Das pädagogische Kultursystem der mennonitischen Siedlungsgruppen in Rußland, Göttingen 1958, S. 168.

7 Arnold Dyck, Verloren in der Steppe, Steinbach, Manitoba 1974. Über A. Dyck entstanden folgende Untersuchungen: E. Peters, The Poet Arnold Dyck, M. A. Thesis, University of Manitoba, 1968. M. L. Hadley, Arnold Dyck: Verloren in der Steppe. A Mennonite Bildungsroman, in: Canadian Ethnic Studies Journal, Calgary 1970.

8 ebd., S. 174.

9 Viktor Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine, Moskau 1928, S. 43.